

SACHBUCH

## Ach, Mutter

Christina von Braun und Alexandra Senfft steigen ins Archiv der Gefühle und schreiben Familiengeschichte.

VON Susanne Mayer | 10. Mai 2007 - 14:00 Uhr

Fotos sind trügerisch. Diese Familienfotos zeigen ansehnliche Frauen, gefällig in Pose, häufig mit Mann, nicht selten ganz in Weiß, eine beugt sich an ihrem Frühstückstisch strahlend vor, um ihre Tochter in dem Hochstühlchen zu beäugen. Idylle auf Balkon, inklusive Oma.

Eine Frau steht in ihrem weißen Kostüm neben einer Limousine, vor ihr das Mädchen mit den Affenschaukeln. Gattin vor Ausfahrt, Hakenkreuz am Wagen. Eine junge Frau im schimmernden Seidenmantel, dazu die passende Pillbox, ihr Mann balanciert den Regenschirm über ihr und dem Kind, welches sie so hart am Arm packt, dass man fürchten muss, das Blumenkörbchen in der Hand des Mädchens könnte abfallen. Szenen einer Veranstaltung, die wir Familie nennen und die in endlosen Variationen gespielt wird, das allein aber wäre natürlich belanglos, Familie haben schließlich alle, als Intimbereich. Familiengeschichte als öffentliches Geschehen braucht die Ingredienzien Unglück und Geheimnis, Verstrickung in Schuld, Skandal, Sühne und Verhängnis, wird erst so Tragödie, auflagengeeignet – oder gar historisch bedeutsam, so viel behaupten jedenfalls die Autorinnen der beiden Familiengeschichten, in denen die beschriebenen Bilder zu betrachten sind. Alexandra Senfft und Christina von Braun haben sich vorgenommen, ihre Familiengeschichte zu erzählen, »eine deutsche Familiengeschichte« sei es, schreibt Alexandra Senfft, »eine andere Familiengeschichte« verspricht Christina von Braun. Geschichten, die erzählen, was die Fotos nicht zeigen, die wahre Geschichte sozusagen. Aber was ist schon wahr?

### Ist Leben überhaupt erzählbar, wenn ja, wer dirigiert die Handlung?

Wie tief kann man in das Leben anderer eintauchen, was hat man selbst darin verloren, was wäre darin zu finden, was andere angeht? Ist Leben überhaupt erzählbar, und wenn ja, wer dirigiert die Handlung? Das Schicksal? Oder die Protagonisten? Sind es vielleicht die, die erzählen, mit ihrem eigenen Interesse, hier zum Beispiel zwei Töchter?

Christina von Braun und Alexandra Senfft sind keine naiven Frauen. Die eine, Jahrgang 1944, Kulturwissenschaftlerin an der Humboldt-Universität zu Berlin und davor in Paris und Amerika lebend, die andere, rund zwanzig Jahre jünger, Journalistin, auch für die UN vor Ort in Gaza und im Westjordanland als Beobachterin und Pressesprecherin. Beide Frauen der Öffentlichkeit also, übrigens auch selbst Mütter und nun eintauchend in Privates, das sie hier öffentlich stellen. Christina von Braun hat sich vorgenommen, die Geschichte ihrer Großmutter zu erforschen, Mutter ihrer Mutter, es ist die strategische Suche nach einer ihr Unbekannten, einer tüchtigen Kriegerwitwe des Ersten Weltkriegs, die

drei Monate nach Christinas Geburt starb, Herzstillstand im Frauengefängnis Berlin. Wie bitte? Wie durch ein Dickicht schlägt sich die Enkelin zu ihr, durch Schweigen. Alexandra Senfft dagegen hat sich aufgemacht, eine Frau auf Distanz zu bringen, sich zu retten aus der Verstrickung mit einer unglücklichen Mutter, selbstzerstörerisch bis zu ihrem Tod durch Verbrüfung bei einem Sturz in kochend heißes Badewasser. Senfft ringt mit diesem Erbe wie mit Tentakeln.

## **Hildegard also und Hilde, Erla und Eri. Es ist eine Frauengeschichte**

Auf den ersten Blick also gegensätzliche Erzählimpulse. Aber es gibt überraschende Parallelen. Zwischen Großmutter Hildegard und deren Enkelin Christina gewinnt im Laufe der Erzählung eine andere Frau Gestalt, die Mutter Hilde, Ehefrau des Diplomaten Sigismund von Braun, eine kapriziöse, verführerische, in die eigene Destruktion taumelnde Frau, geradezu ein Alter Ego von Erika, Alexandras Mutter. Und hinter Eri taucht im Laufe des Buches eine zweite Kriegerwitwe auf, die tüchtige Erla, Großmutter der Autorin, Mutter von sechs Kindern und Witwe von Hanns Ludin, der Statthalter des Führers in der Slowakei war und Verantwortlicher für die Deportation und Ermordung von 70000 Juden und der 1947 gehenkt wurde.

Hildegard also und Hilde und dann Erla und Eri und dazu die Töchter, die diese Leben erforschen, sie schreiben Frauengeschichte als eine Girlande, die sich von Frau zu Frau durch die Generationen rankt, in denen es nur so wimmelt von bedeutenden Männern, die Titel tragen wie Reichsminister, Legationssekretär, Reichspressechef, SA Obergruppenführer, Gesandter 1. Klasse, aber hier einmal nicht die Hauptrolle spielen. Zwei Bücher spiegeln sich mit ähnlichem Personal und mal gegenläufigen und dann sich annähernden Erzählbewegungen. Es gibt sogar eine Berührung der beiden Erzählverläufe, ausgerechnet im Vatikan.

Der Vatikan hatte gegen die Aussiedlung der Juden aus der Slowakei protestiert, die unter Senffts Großvater organisiert wird, angeblich in Unwissenheit, der Diplomat Albrecht von Kessel aber wird bei ihr zitiert mit den Worten, alle höheren Beamten des Auswärtigen Amtes hätten seit 1941 gewusst, »dass die Juden planmäßig auf die eine oder andere Weise physisch ausgerottet werden sollen«. Kessel nun ist ein Freund der Brauns, er war wie sie im letzten Kriegsjahr im Vatikan beherbergt, wo Sigismund wegen vorsichtigen Einschreitens gegen die Deportationen italienischer Juden gut gelitten war. Kessel wird die Taufrede für Christina halten, am 20. Juli 1944, und auch hier gibt es einen mörderischen Hintergrund. Ein Monat zuvor war auf London die erste V2 niedergegangen, jene Wunderwaffe, die der Onkel Wernher von Braun entwickelt hatte und bei deren Produktion in den Stollen von Dora etwa 20000 Menschen umkommen sollten. Aber die Männer sind, wie gesagt, in diesen Büchern eher Randfiguren, weil Frauen der Familie ins Zentrum der Betrachtung rücken, insbesondere die sich so qualvoll windenden Lebensläufe der Mütter erscheinen unter der Erzählperspektive ihrer Töchter als »Kollateralschäden« einer historischen Situation, Erbe und zugleich Ausdruck von erzwungener Verdrängung und

angstvoller Leugnung familiärer Schuld: *Schweigen tut weh*, so der eine Titel, *Stille Post* der andere, der so etwas wie ein neues Verfahren historischer Quellennutzung beschreibt. Man möchte sagen, ein weibliches Verfahren, und nicht ganz freiwillig gewählt.

### **Vermutungen, Deutungen, Fragen an das Ich – eine gewagte Erzählweise**

Schon immer und auch lange nachdem sie ihr eigenes Leben geführt habe, schreibt von Braun, »hatte ich nach Begegnungen mit meiner Mutter oft mit schwierigen Zuständen zu kämpfen, die bis zu Übelkeit und Erbrechen führen konnten«. Ach, Mutter, ewiger Ohrwurm in Moll, Stoff für psychologische Tiefenforschung, Liebeslyrik, Hasstiraden. Mit ihren Wutanfällen, den Depressionen, dem Verschweigen habe sich in ihrer Mutter etwas ausdrücken wollen, das Wissen um die jüdischen Vorfahren zum Beispiel, die Ablehnung ihrer Mutter, die sich einer kommunistischen Widerstandsgruppe angenähert habe, was dann zu Verhaftung und Tod geführt habe, es habe an ihr, Christina, gelegen, diese »stille Post« aufzunehmen und das Ungesagte auszudrücken, formuliert Braun. Auch Senfft versucht sich in der Deutung von fleischgewordenem Unglück, noch in den eigenen körperlichen Beschwerden als Teenager findet sie eine Botschaft der Mutter, ja Botschaft ist selbst noch Stille, entstanden aus unterdrückten Fragen nach unsagbarer Schuld des so schrecklich geliebten Vaters Ludin. »Was sind die Kanäle der ›Stillen Post‹? Ich vermute, Ideen und Gefühle von Hilde waren die Mittler, auch wenn sie oft nur im Schweigen ihren Ausdruck fanden«, schreibt Braun.

Vermutungen also, Deutungen. Spekulationen, Selbstbefragung. Das ist gewagt als Erzählweise, gerade weil sie ja auf historische Zusammenhänge zielt. Und nicht unmodisch. Dass Fiktion im Gewand des Sachbuchs daherkommt ist heute ein Bestseller-Kalkül. Wie so etwas schiefgehen kann, liest man mit Grausen in der Biografie der Familie Jacobs, in der eine in ästhetischer und auch sonstiger Hinsicht ahnungslose Schreiberin ihr unbekanntes Terrain zukitscht, dass daraus nur ein Bestseller werden kann (Louise Jacobs: *Café Heimat. Die Geschichte meiner Familie*; Ullstein Verlag, Berlin 2006). Christina von Braun aber ist natürlich Wissenschaftlerin. Eine Vermischung von Erzählebenen passiert ihr nicht. Sie sammelt ihr Material sorgsam, mühsam transkribiert sie Briefe der Mutter, auch Aufzeichnungen ihres Onkels Hans aus der Gefangenschaft, Tagebücher der Großmutter Emmy von Braun aus der Zeit der Vertreibung aus dem geliebten Schlesien. Auch Senfft quält sich durch Sütterlin. Die Bücher entstehen so durch Anschuppung verschiedener Textpartikel und bilden raue, vielfach gebrochene Oberflächen.

Da finden sich auf einer Ebene selbstquälerische Eigenbeobachtungen. »Es gab in den Recherchegesprächen Momente, in denen ich angesichts der Erkenntnisse über die Rolle meines Großvaters unter Stress geriet, mir heiß wurde, die Muskeln spannten, meine Abwehr getroffen war. Ja, welche Abwehr eigentlich, frage ich mich heute: Wehrte ich mich dagegen, mit so jemandem verwandt zu sein?«, schreibt Alexandra Senfft. Und Braun artikuliert ihre Sehnsucht nach einem Rollenmodell, indem sie gleich das ganze Buch in die Form eines Briefromans zwingt. »Liebe Großmutter«, ruft sie immer wieder in Richtung

einer Toten, eine mühsame Klammer für so viel Material und die Sehnsucht, in der Toten jenseits der Mutter ein Rollenmodell zu entdecken für geistige Unabhängigkeit.

Es finden sich in diesen Büchern Figuren von großer Überzeugungskraft in einem historischen Zusammenhang, der so detailgenau noch nicht beleuchtet war, was fesselnde Lektüre ausmacht. Emmy von Braun beispielsweise, aus alter ostelbischer Familie, literarisch hochgebildet, in vier oder fünf Fremdsprachen flüssig, beschenkt mit einem großen Zeichentalent. Und doch ganz ihrem Ehemann Magnus untertan und der Sorge um die Söhne, sie ist es, die Wernher Peenemünde als kommoden Standort für die Raketenforschung andienen wird. Ihre Tagebücher über die Vertreibung wird sie an ihren Mann Magnus abtreten, als Material für seine Memoiren – und werden nun von der Enkelin geoutet.

Erla, Großmutter von Alexandra Senfft, feinsinnige Tochter eines Beamten, als junge Ehefrau und hochschwanger von ihrem Gatten Ludin gewohnheitsmäßig betrogen, findet sich Jahre später nach der Verhaftung ihres Mannes auf einem süddeutschen Gutshof wieder mit Vieh und Mägden, Knechten und den sechs Kindern, sie wird vor ihnen das Andenken ihres Mannes hochhalten und von unbändiger Tatkraft sein.

### **In den Tagebüchern entfalten sich Widersprüche, die bis heute irritieren**

Um solche Gestalten herum entfaltet sich eine Welt der Widersprüche, in denen man noch die Ursache heutiger Befangenheit erahnen kann. Schwer erträglich die Ermahnungen, die Erlas Mann, der Kriegsverbrecher, an seine Tochter Eri schickt: »Handle in Taten und Worten immer so, dass du Taten und Worte jederzeit vor dir und, wenn es sein muss, vor den Menschen verantworten kannst.« Höflichkeit, natürlich auch immer die »Härte gegen sich selbst«, wo hatte man das noch neulich wieder so eifernd gehört? Und bei Brauns auf ihrem schlesischen Gut wird auch noch nach Kriegsende, als die Gräueltaten der Deutschen unabweisbar sind, der Dünkel der »Kulturnation« ausgespielt gegenüber denjenigen, die das Abschlachten überlebten, noch heute spürbar im Gestus der Überheblichkeit, der sich ausgerechnet in intellektuellen Kreisen verfestigt hat und Besuchern des Landes immer wieder ganz erstaunlich ist.

Weniger überzeugend aber sind die Familiengeschichten, wenn die Autorinnen zu dem kommen, was sie für ihre Töchteraufgabe halten – in der Entfaltung der mütterlichen Biografien. Da sind sie auf weichem Terrain. Da beschwört Senfft eine Mutter mit »lebhaften Augen, hinter denen sich eine tiefe Sehnsucht und Traurigkeit verbergen«. Oje, so schreibt sie sonst glücklicherweise nicht: »Es ist diese verzweifelte Vatersuche im Gewand der mondänen Femme fatale, eine zerbrechliche Seele in scharfer Hülle.« Und Christina von Braun müht sich vergeblich mit ihrer These von der stillen Frauenpost. Tatsache ist – das Erbe der Großmutter Hildegard, ihre Unerschrockenheit, die Selbstständigkeit im Denken, die Anerkennung der jüdischen Familienverbindungen, das hat sich ausgerechnet über ihren Sohn Hans tradiert, der in Australien lebte, glücklich mit seiner jüdischen Frau. Unerklärlich, warum Hildegards Vermächtnis nicht auf Hildegards

Tochter Hilde überspringt, die anders als Christina in ihrer Jugend mit Erla ein großes Rollenmodell vor Augen hatte, sich aber zu einem traditionellen Leben als Ehefrau und Mutter entschloss, aus dem sie dann in Eskapaden auszubrechen versuchte, auch darin Senffts Mutter Eri so fatal ähnlich.

Wahrscheinlich ist, dass Braun auch eine Tochter ihrer Zeit ist, unzweifelhaft aber eine der wenigen weiblichen Intellektuellen in Deutschland, die, angeregt durch den geistigen Aufbruch der sechziger Jahre, sich so entfalten konnte, dass sie heute ihrerseits als Rollenmodell dienen kann. Keinesfalls ausgeschlossen übrigens, dass auch einige der Leiden der Töchter sich nicht unbedingt auf die Mütter zurückzuführen lassen. So die Schwierigkeiten, mit denen die Schülerin Senfft in ihrem Internat kämpft, Selbstzweifel und Figurprobleme, mit denen schlagen sich nicht wenige in den mühsamen Jahren des Aufwachsens herum. Warum sich auch in dieser Familie das Vorbild der tüchtigen Kriegerwitwe Erla nicht auf die Tochter Eri übertrug? Manchmal gibt es keine einfachen Antworten.

Eri war wohl schon vor dem Tod des Vaters ein schwieriges Kind und blieb so, trotz großer Bemühungen der Familie, der Lehrer, der Freunde. Die Schule in Salem, die unermüdlichen Briefe, Pakete der Mutter, Hilfen der Freunde – alles vergeblich. Die Fokussierung auf die Schuld des Vaters Ludin erscheint zu eng, ja geradezu traditionell, so wie Senfft andersherum noch die eigene Einsamkeit der Mutter anlastet, als sei es selbstverständlich, wenn Väter hinter Akten verschwinden. Und keine Fragen an das Milieu der Hamburger Anwaltsfamilie, in einer arrivierten Gesellschaft, die für Weitherzigkeit nicht bekannt ist, ein merkwürdiger weißer Fleck in der Argumentation, wie übrigens auch Braun keine Fragen an den Onkel Wernher hat. Wenn aber Eris Schicksal vielleicht nicht nur ein historisch erzwungenes ist, sondern auch ein individuell zu verantwortendes, dann taucht die Frage auf, ob die Veröffentlichung notwendig war oder vielleicht nur indiskret. Es gibt Passagen, vor denen man Eri schützen möchte. Es gibt Momente, in denen man beide Töchter fragen möchte, woher sie das Recht nehmen, ihren Müttern so nahe zu treten – und ihr Intimstes bloßzustellen.

Leben muss übrigens ja nicht gelingen. Auch wenn die Sehnsucht danach geht, die Geschichte des Lebens ohne Einbrüche zu gestalten, auf dass sie sich runde. Für jeden Menschen mag es, unter vielen anderen Bedingungen, so etwas geben, was man die Unwägbarkeit des Schicksals nennen könnte. Ein anderes Wort dafür wäre Charakter oder, gerade unter feministischen Erwägungen – Freiheit.

**COPYRIGHT:** DIE ZEIT, 10.05.2007 Nr. 20  
**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2007/20/SM-Familie>